

Sonntagsfreund

Mustrirte Gratisbeilage zur Oberschlesischen Volksstimme.

Nr. 10.

Sonntag, 8. März.

Jahrgang 1896.

Trenlos!

Von C. Arand.

(Nachdruck verboten.)

Seute konnte Eugenie unmöglich ihre Aufmerksamkeit, so wie es sie gewünscht hätte, dem Gegenstande der Unterhaltung widmen. Sie legte daher das Buch zur Seite und begab sich in das Wohnzimmer hinüber. Vielleicht waren die Eltern oder Kaver dort, mit welchen sie über den bevorstehenden Festabend plaudern und Mut für denselben fassen konnte.

Sie traf letzteren dort. Auch er hatte ein Buch in der Hand, aber kein frommes, war aber dennoch so sehr in dasselbe vertieft, daß er Eugenie gar nicht nahen hörte. Sie beugte sich über dasselbe hin und rief erstaunt aus: „Wie, Kaver, du studirst!“

„Ja, Eugenie, ich studire,“ sprach der nunmehr zum schönen, tadellos gebauten Jünglinge heranwachsende Kaver, und Thränen rollten über die blühenden Wangen herab.

Eugenie trat bestürzt zurück.

„Du weinst am Vorabende meines Geburtstages; was macht dich unglücklich, Kaver? Sage es mir, und wenn es in meiner Macht steht, so sollst du getröstet werden.“

„Ich möchte gern Arzt werden!“ stieß Kaver unter jenen Herzerzütterungen hervor, die vor zehn Jahren den Kaufherrn

so tief ergriffen, daß er den Jungen sofort von dem Pflegevater erkaufte.

„Das sollst du werden, lieber Kaver,“ tröstete Eugenie und stürmte hinaus, die treuen Eltern aufzusuchen, um ein extra Geburtstagsgeschenk von denselben zu erbitten.

Was hätten diese der zärtlich geliebten Tochter, der lieblichen zarten Blume abgeschlagen an diesem schönen, glücklichen Vorabende, an welchem sie sich wieder einmal so recht derselben erfreuten?

Er war freilich etwas spät daran mit seiner Berufswahl, und Herr Kramer konnte nicht umhin, ihm eine wohlgemeinte Schelte mit der Bewilligung des Kostenaufwandes für das Studium zu geben.

Mit dankerfülltem Herzen nahm er beides hin; und den andern Tag wußte man eigentlich nicht, wer von beiden das glückstrahlendere Gesicht machte, das holde Geburtstagskind oder der durch dasselbe so glücklich gemachte Kaver.

Das Abendfest, welches, dem fast allzu jugendlichen Alter Eugeniens Rechnung tragend, einen noch kindlichen Charakter befundete, verlief denn auch für beide so schön und vergnügt, daß Eugenie noch lange nachher mit Freuden darüber sprach, als Kaver schon in weiter Ferne weilte, auf einer sich im Ausland befindlichen Universität, auf welcher er mit wenig Schwierigkeiten aufgenommen worden war.



Das Bollhaus in Dublin.

Wie dankbar war doch dieser Xaver gegen sie; wahrlich an diesem Waisenknaben erlebte man in der Kramer'schen Familie eine Erkenntlichkeit, welche die gebrachten Opfer beinahe überwog und der Himmel, der solche guten Werke doch auch noch hülsvoll ansieht, hatte hier kaum nötig, etwas für die Ewigkeit zu notiren, da der Beschenkte mit seines Herzens Gefühlen schon so reichlich auf Erden bezahlte.

Seine Briefe an Eugenie wurden immer häufiger, und obwohl er sie nun nicht mehr seinen guten Engel hieß, so sprudelte doch ein solcher Reichtum von Wärme aus denselben hervor, daß sie den Engel nicht einmal mehr vermiste und beinahe noch tiefer gerührt und ergriffen war, wenn er „meine süße, einzige Eugenie!“ schrieb. Wohl zehnmal durchlas sie dann einen solchen zärtlichen „Bruderbrief“.

Ah, sie war ungetreu geworden ihrer ersten heiligen Liebe, ohne daß sie es nur ahnte und wußte und hatte einer anderen Raum gegeben in ihrem harmlosen Herzen.

Und wenn sie mit der Braut im hohen Liebe ihre Seele empor zu richten suchte, verlangend nach den reinen Höhen Sions, um zu fragen: „Habt ihr ihn nicht gesehen, den meine Seele liebet!“ so mischte sich ein Bild in diese hehre Vorstellung voll irdischer Schönheit und Fülle, das nicht mehr weichen wollte.

Xaver studierte fleißig und beschäftigte sich in diesem Semester nebenbei ganz besonders mit Ursache, Symptomen und Heilung des Scharlachs.

Eine Ferienzeit verbrachte er nie mehr auf der Universität. Er hatte die Privatsunden nicht mehr nötig und — wollte um jeden Preis diese Zeit „daheim“ verbringen. Mit jedem Semester kam er gelehrter, gescheiter und aufgeklärter zurück und ganz besonders lebenswürdiger, „dankbarer“ und ergebener seinen edlen Wohlthätern und seiner schönen „Schwester“.

Diesmal erklärte er Theodora mit so klarer Ausführlichkeit den Scharlach und ganz besonders die Symptome, welche manchen Arzt irre führen und Hirnhautentzündung vermuten lassen, während es doch keine ist, somit die Genesung durch das richtig gewählte Mittel erfolgen muß. — Ah, wie gerne hörte sie das; entband es sie doch indirekt der Angst, dem lieben Gott durch die Rettung ihres Kindes soweit verpflichtet zu sein, ihm dasselbe ganz weihen zu sollen? — Theodora wurde treulos und undankbar an ihrem größten Wohlthäter und glaubte von nun an, ihr Kind sei damals ganz einfach nicht rettungslos dem Tode verfallen gewesen, und die Aerzte haben das richtige Mittel getroffen, so daß es selbst ohne seinen Segen wieder genesen mußte.

Und das alles glaubte sie so bereitwillig, nur um dieses abgöttisch geliebte Kind um sich haben zu können zu jeder Zeit. Es konnte ja außer dem Kloster auch fromm und christlich leben, und wenn es später einen gebildeten Mann heiratete, so durfte doch die Mutter zu jeder Stunde zu ihm kommen und sich an seinem Glücke erfreuen!

Nun als er wieder da war, hatte auch für Eugenie alles wieder mehr Glanz, Lust und Sonnenschein. Sie liebte selbst ihre schönen Kleider, die ihr sonst gleichgültig gewesen, mehr und mehr und fing an, bei der Toilette wählerisch zu werden.

Sagte er ihr einmal, rosa stehe ihr gut, so trug sie diese Farbe mit Vorliebe, fand er himmelblau reizend, so versuchte sie es in dieser lieben Farbe noch mehr zu sein.

Vom Kloster sprach sie zwar, wenn sie von ihm darüber gefragt wurde, noch immer wie von einer ausgemachten, aber mehr in dem Tone einer unabwiesbaren Sache, als in dem eines freudigen, festen Entschlusses. Er aber, der prächtige junge Mann, der die Augen aller ihrer Freundinnen auf sich zog, hatte sich ja fest vorgenommen, Eugenie dem lieben Gott treulos zu machen und für sich zu erringen.

Schon in der dritten Ferienzeit nach derjenigen, in welcher er Theodora bewiesen, wie natürlich der Genesungsprozeß damals vor sich gegangen, gelang ihm dieses.

Man machte einen Ausflug nach den nahen Bergen mit mehreren Herren und Damen. Unter ersteren befand sich auch der Sohn der reichsten und angesehensten Firma der ganzen großen Stadt.

Der selbe bemühte sich seit längerer Zeit sichtlich um Eugeniens Gunst und hatte die Absicht, ihr heute näher zu treten, um ihr die Gefühle seines Herzens zu Füßen zu legen.

Xaver wußte dies.

Der junge Mann hatte den „Bruder“ ins Vertrauen gezogen und um dessen Beihilfe gebeten. Er sollte dafür sorgen, daß Eugenie für diesen Tag in dessen Obhut komme.

Allein Xaver „vergaß“ die Bitte des reichen, vornehmen Freiers und beschützte die holde Mädchenblume selbst.

Arm in Arm führte Xaver Eugenie auf einsamem Pfade dahin und bestürmte ihr längst nicht mehr von Liebe für ihn freies Herz, bis sie, überwältigt von den feurigen Worten, auch ihm gestand, daß sie nur an seiner Seite, mit ihm und durch ihn glücklich sein wolle!

Wohl rief eine mächtige Stimme in ihrem bald hoch aufjauchzenden, bald angstvoll beklommenen Herzen: „Treulos! Treulos!“ allein Xaver beschwichtigte die Zagende so berebt, so überzeugend, daß sie sich schließlich nur dem einen Glauben hingab, unaussprechlich glücklich zu sein.

Die Eltern hätten zwar den jungen Kaufherrn lieber als Schwiegersohn gesehen, weil derselbe sehr gutmütig war und man, wenn die beiden Firmen zusammengekommen, eine Macht des Handels hätte entfalten können, die ins Unermeßliche gegangen wäre. Allein auch Xaver war ihnen recht; glaubten sie doch ihr Kind bei ihm schon um der großen Dankbarkeit willen, die er der ganzen Familie bewies, gut versorgt zu wissen. Ferner wurde er Arzt und er konnte so jeden Atemzug ihres Lieblings überwachen und für dessen Gesundheit sorgen.

Und — er versprach ja, Eugenie sein ganzes Leben lang auf den Händen zu tragen, auf daß ihr zierlicher Fuß an keinen rauhen Stein anstoße.

Gewiß, ein schöneres, passenderes und glücklicheres Brautpaar konnte man nicht wieder sehen, als die beiden waren. Also sah man eben von der Armut des Bräutigams ab. Die geliebte Braut hatte ja so viel, daß Wohlhabenheit und der Komfort nie ausgehen konnte. Mehr als alles in Hülle und Fülle konnte man doch nicht genießen, selbst wenn der reiche Kaufherr Bräutigam gewesen wäre.

Auch diese schöne Ferienzeit ging vorüber, für die beiden Liebenden freilich allzu schnell, aber Xaver schrieb ja täglich Briefe so voll stürmischer Liebesbetuerungen, so voll schöner Verheißungen, wie er einstens, wenn der glücklichste Moment seines Lebens, die Vereintigung mit ihr, gekommen, nur für sie leben, denken und wirken und berühmt werden wollte.

Ein ganzes Paradies voll irdischer Glückseligkeit legte er ihr als ihre Zukunft vor Augen und sie glaubte an ihn mit der ganzen Hingebung der Liebe und des Vertrauens, welches, gestützt auf die Dankbarkeit, die Xaver bekundete, gerechtfertigt war.

Er hatte von ihr und ihren guten Eltern sein Jugendglück, seine Ausbildung, seine Existenz erhalten. Warum sollte er nun nicht erfüllt sein von dem Glauben, den zweiten Teil seines Lebens seinerseits ihr zu widmen und für sie zu leben? Fast hätte man dies ja verlangen können, wenn er sie nicht einmal so unaussprechlich lieb gehabt hätte, wie es der Fall war.

Ihr ganzes Leben hatte, seitdem sie vom Scharlach gesundet, noch kein trübes Wölkchen beschattet, ausgenommen die paar Tage Kampf, bezüglich des Versprechens, das sie einstens dem lieben Gott gemacht und es sollte voraussichtlich auch niemals eins über sie herkommen. Das nahm sie als Beweis hin, daß dieser unendlich gültige, liebevolle Gott ihr nicht zürnte ob der „Sinnesänderung.“

Gab es wirklich Menschenkinder, die auserlesen waren, nur die Sühne des Lebens zu genießen, und den magern Teil desselben unbefümmert andere ausessen zu lassen, so war Eugenie eins dieser Auserlesenen.

Noch drei Jahre dauerte die Studienzeit, dann kam er als gelehrter Arzt, mit dem Doktorhut geschmückt, um seine holde Braut vor den Altar zu führen und mit der jungen Gattin im Hause der Eltern zu wohnen und allen Liebe, Achtung und Verehrung dadurch zu erweisen, daß die Eltern ihr Kind, und dieses nach wie vor die Eltern umgeben und deren Nähe genießen konnte.

Theodora war so voll Glück, daß sie sogar in der Frömmigkeit nachließ.

Theodora war ja einmal, bevor jene Herzensnot über sie gekommen, von Jugend auf ungläubig gewesen, und jetzt, nachdem Jahre ungetrübten Wohlergehens über ihrem Haupte dahin geflossen, und ihr in „allzugroßer Hingebung an Gott“ der Verlust dieses Abgottes, ihrer Tochter, in anderer Weise als damals gedroht, hatte sie nachgelassen und erblickte nicht mehr so in allem Gottes Willen, Walten und Wirken.

Xaver hatte merkwürdig „vernünftige, gesunde“ Ansichten gebracht, und sie fühlte sich mächtig zu demselben hingezogen. Er war ein kluger, intelligenter Kopf, der mit den Verhältnissen zu rechnen, mit den Wirkungen zu arbeiten — und dem menschlichen

Herzen Recht zu verschaffen wußte. Ihm vertraute sie darum ihren theuren Schatz, ihre Eugenie leichter an, als einem Orden der Entfagung, der freiwilligen Armut, als — dem lieben Gott.

Wer hätte sie alle herzhähen können die schönen, fröhlichen Stunden, welche die Familie Kramer in den zwei weiteren Jahren, die das junge Brautpaar seinem Ziele abermals näher brachten, erlebte. Die Alten wurden durch das Glück der Jungen selbst wieder jung, und namentlich Theodora machte die fröhlichsten Spiele und die heitersten Gesellschaften mit.

Nur Gregor schien zuweilen mürrisch, unzufrieden und nachdenklich zu werden, doch verschonte Theodora mit lebhafter Liebenswürdigkeit die Verstimmungen, die er vom Geschäfte oder irgend einer Veranlassung bis in die Privatstube herauf brachte.

„Du darfst mir nicht schwermüthig, viel weniger noch griesgrämig werden!“ rief sie. Letzteres war, wie sie meinte, im Geschlecht: alle alten Kramer, von denen ihr schon die Großmutter erzählte, waren Griesgramme gewesen.

Seit einem halben Jahr etwa wollte aber Theodoras Fröhlichkeit und Eugeniens Glück nicht mehr ausreichen, um Papa Gregor ihnen gleich zu stimmen.

Die Geschäfte stockten allenthalben; es war kein Zug und kein Lauf mehr, wie er gewesen, und das mußte einen fleißigen und thätigen Mann, der mit Leib und Leben Geschäftsmann war, verstimmen. Doch meinte Theodora, bis in das Privatleben herauf dürste diese Verstimmung nicht dringen, der gute Gregor fange an, ungalant zu werden.

Es war nur gut, daß bald ein heiterer junger Mann kam, der das liebe fröhliche Leben nicht versumpfen ließ.

Kaver mußte, seitdem er Bräutigam, also zukünftiger Erbe des ganzen Reichthums der Kramer'schen Familie war, flotter auftreten auf der Universität. Obwohl sich dieselbe im Auslande befand, so mußte dennoch der Abglanz des Hauses bis dahin leuchten und seine Freunde und Genossen durch dessen Auftreten von seinem Glück Kenntniß erhalten.

Das ließ er sich natürlich gerne gefallen, er mietete eine größere und bessere Wohnung und machte überhaupt mehr Auslagen, und man erzählte sich von dem „unverschämten“ Glück Taulers Uebertriebenes, Fabelhaftes.

Es gibt ja bekanntlich nichts Dehnbareres, als der Begriff von Reichthum.

Herr Kaver Tauler dehnte den Begriff von dem Reichthum seiner Braut denn auch in einer so übertriebenen Weise vor den Ohren seiner Freunde aus, daß dieselben mit Freunden den „Miesepumpbrunnen“ begrüßten und mit Ehren umgaben, er aber gar manches Sümmchen von seinem guten Schwiegervater unter das lustige Völklein schleuderte.

Dagegen durfte Gregor nichts machen, es dauerte ja nur noch ein Jährchen, dann verdiente der neugebackene Doktor schon etwas und später brachte er die „gebräuchlich“ verschleuderten Summen gewiß wieder herein.

Nur noch ein Jahr!

Eugenie preßte bei dem Gedanken, wie kurz doch so ein Jahr sei, die Hände auf das hochklopfende Herz und jubelte laut: „Nur noch ein Jahr und — er ist mein, ganz mein und ich ganz sein!“

Nur wenige solcher kurzen Zeitabschnitte waren vorüber und damals hatte sie auch aufgebuhelt, die gemüthstiefe und gefühlsreiche Seele, aber ihr „ganz mein und ganz Dein“ hatte dem Allerhöchsten gegolten! —

Um alles willen, hatte nicht jemand ein fatales Wort gerufen, das ihr bis in die Seele hinein zitterte?

„Trennos!“ —

An Gregor Kramer war auch jemand trennos geworden, und der gute Mann fing an ernstlich darunter zu leiden.

Dieser Jemand war das Geschäftsglück. Einer nach dem andern von seinen Abnehmern, unter welchen sich Männer befanden, zu denen man das größte Vertrauen hegen konnte, machten bankrott, und er verlor große Summen Geld.

Das that ihm beinahe den Tod an. Er war so daran gewöhnt gewesen, zu gewinnen, zu sammeln und aufzubauen an seinem Wohlstande, daß er das beständige Wech weber begreifen noch ertragen konnte. Er konnte zuletzt seine schweren Sorgen nicht mehr allein tragen; ja er lief herum wie der Schatten an der Wand und meinte, bei jeder neuen Mißthatspost den Verstand verlieren zu müssen.

Theodora, die einstens ein solches Unglück ebensowenig hätte ertragen können, vertröstete ihren Gatten mit vielen schönen Worten, mit der Hoffnung auf den intelligenten Schwiegersohn.

Der hatte weise gethan, nicht bei dem undankbaren Kaufmannsstand zu verbleiben, der dem Risiko unterworfen war wie kein anderer und manchmal über Nacht aus reichen Leute unverschuldete Arme machen konnte.

So ein Arzt war stets ein gesuchter Mann, das wußte sie noch von Eugeniens Krankheit her; obwohl sie damals undankbar gegen dieselben gewesen, so bezahlte sie doch nachher ein hohes Honorar, als ihre Eugenie wieder gesund war.

Kaver brachte auch diese Verluste wieder herein.

Der junge Tauler war ein unschätzbare Mann, ein lebendiges Kapital der allernächsten Zukunft, und Mama Kramer tröstete fort und fort: das wird alles wieder gut, wenn Kaver kommt.

Aber Gregor sollte diese schöne Zeit nicht mehr erleben.

Immer drohender zogen die schwarzen Gewitterwolken des Verlustes über seinem sorgenden Haupte zusammen.

Zwei Telegramme, welche die Zahlungsunfähigkeit seiner beiden besten Kunden zu gleicher Zeit anmeldeten, raubten ihm in Wirklichkeit den Verstand, und als Kaver, den man telegraphisch herbeschied, ankam, lag er bereits rettungslos darnieder.

In einem Zeitraum von nur einer Woche hatte man einen Geisteskranken, einen Sterbenden und eine Leiche in ein und derselben Person gehabt und war nun nebenbei fast arm geworden; denn das, was jetzt noch übrig geblieben, repräsentirte bei weitem den geringsten Theil des ehemaligen Kramer'schen Vermögens.

Ja, war es denn möglich, daß man nach Verlauf von einer einzigen Woche von ehemals sprechen mußte?

Theodora und Eugenie kümmerten sich in ihrem Schmerz über den Verlust des geliebten Gatten und Vaters vorerst gar nicht um diese fatale Vermögenswendung. Was fragte der große, tiefe Schmerz nach dem elenden Mammon? Sie beklagten nur ihn, den guten, der sein Leben gelassen in der Sorge um sie und den das Bewußtsein getöbet, seine Lieben nicht mehr so reich zu wissen, wie sie bisher gewesen, während sie ja gerne bescheidener gelebt hätten, wenn nur er bei ihnen geblieben wäre.

Kaver dagegen konnte sein Bedauern über den so schnellen großen, fast gänzlichen Rückgang der Finanzverhältnisse seines Schwiegervaters nicht ganz verbergen. Ihm kam dies mehr als ungelegen. Er hatte da in letzter Zeit Verbindlichkeiten für einen seiner Freunde eingegangen, welche schand- und ehrenhalber eingelöst werden mußten, die aber eine bedeutende Summe repräsentirten, auch brauchte er für sich selbst noch ein ansehnliches Stück Geld, um auf dem angefangenen Fuße fortleben und fortstudiren zu können.

Er tröstete seine Braut, so gut er konnte, mußte aber trotz ihres großen Schmerzes nothgedrungen von seinen Verlegenheiten sprechen.

Theodora fühlte sich ungar berührt von diesem, mitten im tiefsten Leid um den teuren Verbliebenen gemachten Geständnisse; doch sah sie ein, daß Kaver in der That in peinlicher Lage war. Obwohl er die Befugnis, sich „nobel“ zu geben, ebenfalls weit ausgedehnt haben mochte, und obwohl sie selbst noch gar nicht einmal wußte, wie sie nun bezüglich des Finanzetats daran war, deckte sie doch großmüthig dessen Schuld, löste die Verbindlichkeiten ein und übergab ihm eine schöne Summe Geld für ihn selbst zum eigenen, weiteren Verbrauch. Es geschah ja für den lieben Sohn, die nunmehr einzige Hoffnung, die männliche Stütze ihrer und hauptsächlich von ihres Kindes Zukunft.

Diesmal ging das Scheiden des Brautpaares von einander sehr tief.

Eugenie sah nun wohl ein, daß ein Jahr eine furchtbar lange Zeit sei, wenn irgend ein Unglück lauend bevorstehe. Ihr war es, als sehe sie den Geliebten zum letztenmale.

„Laß dich auf keine Mensur, auf keinerlei Zanf, überhaupt auf nichts ein, was dein Leben in Gefahr bringt; du weißt, du bist nun unsere Hoffnung, unser einziger Trost, unser alles!“ stieß sie angstvoll hervor, „und — und — bleibe treu!“

„Wie kommst du auf diesen Gedanken?“ rief Kaver und flammende Röthe bedeckte sein Angesicht. War es Entrüstung, Verlegenheit oder — schlechtes Gewissen?

Es konnte nicht abgesehen werden von diesem schönen Männergestalt, das sich nun zärtlich niederneigte zu der vom Scheidewehe durchbehten, zitternden Mädchengestalt und ihr leise ins Ohr flüsterte: „Ich schwöre dir, treu zu sein bis ans Grab!“

Beruhigt ließ sie ihn nun ziehen.

Wie hatte sie nur einen Moment so thöricht sein können, wo er sie so sehr liebte?

(Fortsetzung folgt.)

Im Irrenhause.

Von Arnim vom Strande.

(Nachdruck verboten.)

Leben war die junge Gräfin St. bestattet worden, eine kurze Krankheit hatte die von Jugend und Schönheit strahlende Gemahlin des Oberforstmeisters dahingerafft, die Trauerversammlung entfernte sich langsam, still und einsam wurde es im großen Hause; nur ein kleiner Knabe steht noch allein und furchtsam am Fenster und schaut lange auf die Straße hinab.

Er preßt die Händchen zusammen und ruft schmerzlich:

„Oh, Mama, warum hast du mich nicht mitgenommen?“

Da schlingen sich zwei weiche Arme um das verwaiste Kind und eine sanfte Stimme flüstert:

„Egon, der Mama ist wohl und du wirst sie wiedersehen, wenn du ein recht gutes Kind bist, aber jetzt komme zum Papa, der ganz allein ist.“

„Papa kann Egon nicht leiden,“ sagt das Kind leise.

bringen, damit er nicht verweichlicht wird.“ Helene zuckt zusammen, erwidert aber nichts, denn sie begegnet den strahlenden Augen des Kindes, das glücklich über die Reise zu den Großeltern ist, und nickt ihm freundlich zu.

Am andern Tage reist Helene mit ihrem Neffen ab, der Graf begleitet sie höflich zur Bahn, hebt sie und das Kind in den Wagen, lüftet den Hut und entfernt sich so gemessen, als ob ihn die Reisenenden gar nichts angingen.

Zu Hause wirft er sich in seinen Lehnstuhl und versinkt in tiefe Gedanken. Er befindet sich in schwieriger Lage; erst vor Jahresfrist hat er die junge Witwe geheiratet, weniger aus Liebe, als ihrer blendenden Schönheit und ganz besonders ihres großen Vermögens wegen, hat er selbst doch sehr leichtsinnig mit seinem Gelde gewirtschaftet und ist nicht gewillt, im besten Mannesalter auf die Freuden des Lebens zu verzichten; da konnte ihn nur eine reiche Heirat retten und nun — das ganze, sehr bedeutende Vermögen stammt von dem ersten Gatten seiner verstorbenen Gemahlin und obwohl dieselbe zur Universalerbin ernannt war, gehörte



Fischen und Erwischen! Nach dem Gemälde von P. Naumann.

„Still, still, mein Herz,“ erwidert die junge Tante und preßt den Knaben an ihr Herz.

Helene ist die Schwester der so früh verstorbenen Gräfin, sie hat dieselbe in ihrer Krankheit gepflegt, der Knabe aber ist der Gräfin Sohn aus deren erster Ehe, die der Tod schon nach einem Jahre löste.

Die junge Dame tritt mit dem Kinde an der Hand in das Zimmer ihres Schwagers, der still und gedrückt im Sopha sitzt.

„Nun, lieber Herbert, es muß doch klar zwischen uns werden, ich reise morgen ins Elternhaus zurück und bitte Sie, mir den Kleinen mitzugeben, er bedarf doch noch zu sehr der mütterlichen Pflege.“

Der Graf hat sich gemächlich erhoben, sein Blick fällt auf den Stiefsohn, der erwartungsvoll zu ihm aufsteht, einen Augenblick zögert er, dann aber neigt er bejahend das Haupt.

„Er mag einstweilen unter der Obhut Ihrer Eltern bleiben, vergessen Sie aber nicht, Helene, daß ich sein Vormund bin, sobald er alt genug ist, werde ich ihn in eine Erziehungsanstalt

es nach ihrem Tode doch unzweifelhaft dem kleinen Sohne. Wohl hat sich der Graf bei seiner Vermählung zum Vormunde des Knaben ernennen lassen und bei dem heutigen Vormundschaftsgeetze, welches dem Vormunde selbstständige Vermögensverwaltung gestattet, kann ihm auch der Gegenvormund nicht sehr unbequem werden; dennoch ist das Vermögen nicht sein Eigentum — das Kind ist ihm ein Dorn im Auge. —

Jahre sind vergangen!

Egon ist zu einem stattlichen Jünglinge herangereift, seinen Stiefvater, der ihn sehr knapp gehalten, ihm aber auch nichts Notwendiges versagt hat, sah er nur selten, er fürchtet den kalten, herzlosen Mann, seine Heimat ist das Haus der Großeltern geblieben, wo er alle Ferien seiner Schul- und Studienjahre zubrachte. Schön und kräftig, ein frischer, fröhlicher Mann, will er nach Beendigung seines Studiums einige Zeit auf Reisen gehen, um alsdann in den Staatsdienst zu treten.

Bei dieser Gelegenheit geraten Vater und Sohn zum erstenmale hart aneinander; der Graf verweigert die Mittel zu größeren



Das große Ereignis. Nach dem Gemälde von G. Süß.

Reisen, Egon aber durch den Großvater von dem Vorhandensein seines bedeutenden Vermögens unterrichtet, besteht, von diesem unterstützt, auf seinem Verlangen, steigende Erbitterung bemächtigt sich seiner, so daß der junge Mann endlich beschließt, die kurze Zeit bis zur Vollendung seines 24. Geburtstages zu warten, da ihm nach dem Testamente seines Vaters erst dann das Vermögen ausgezahlt werden soll.

Der Graf aber, welcher von dem Gelde des Stieffohnes und Mündel schon bedeutend mehr gebraucht hat, als er berechtigt gewesen, nur durch falsche Vorspiegelungen bisher eine Entdeckung vermieden hatte, sinnt vergebens auf Rettung vor dem drohenden Verhängnis.

In dieser Bedrängnis kommt ihm ein Zufall zu Hülfe, den nur eine so schlechte, herzlose Natur wie die seinige für den eigenen Vorteil erbarmungslos ausbeuten konnte.

Egon, der lebenslustige, frische, junge Mann, welcher sich bisher tadellos geführt hatte, zu gänzlicher Unthätigkeit verurteilt, gerät in heiterer Laune mit einigen Offizieren in Konflikt, dem, wie leider üblich, eine Forderung folgt; schon haben seine Kameraden, da gar nichts Ernstliches vorliegt, erfolgreiche Versuche zur gütlichen Beilegung der Sache gethan, was allen Beteiligten erwünscht kam, als plötzlich der Stiefvater Kenntnis von der Sache erhielt. Dieser, in allen Kreisen der Lebewelt wohl bekannt, mit allen Kissen und Intriquen vertraut, setzt sofort alle Hebel in Bewegung, durch geschickt hingeworfene Worte die Versöhnung zu verhindern, ist es ihm doch ein wahrer Genuß, den verhassten Stieffohn auf diese Weise zum Duell zu zwingen, vielleicht trifft ihn eine Kugel — es wäre seine eigene Rettung! —

Egon wird schwer am Kopfe verwundet in ein Krankenhaus gebracht, dort liegt er viele Wochen im Wundfieber, bald im heftigen Phantasiren, dann wieder in dumpfer Betäubung. Niemand kümmert sich um ihn, sein Großvater ist eben gestorben; so gewinnt der Graf freien Spielraum zur Durchführung seiner schändlichen Pläne. Durch fortwährende Einflüsterungen, daß Irrensin erblich in Egons Familie sei und eine reiche Geldspende für das Krankenhaus, gelingt es ihm endlich, den Chefarzt davon zu überzeugen, daß die Schwerbesinnlichkeit, das stets wiederkehrende Phantasiren Zeichen einer beginnenden Gehirnkrankung sind, zumal der gute Zustand der Wunde mit dem Gesamtfinden in Widerspruch steht. Freilich weiß der Arzt nicht, daß der Graf den Wärter bestochen hat, der Kranke keine der verordneten Arzneien erhielt, sondern nur Morphia, welche der Graf selbst besorgte. Kein Wunder, daß bei solcher Behandlung, trotz des geschwundenen Fiebers, Bewußtlosigkeit und zeitweises Phantasiren anhalten. Bald findet sich denn auch ein gefälliger Irrenarzt, dem Patienten in seiner weitläufigen, mit großen Kosten neu erbauten Anstalt ohnehin sehr fehlen, der den „interessanten Fall“ studirt, dann aber mit großem Eifer und bedeutender Gelehrsamkeit auseinanderlegt, daß er nur dann auf Heilung hoffen könne, wenn er den Patienten im eigenen Hause hätte.

Der vielbeschäftigte Chefarzt, froh den rätselhaften und unbequemen Kranken los zu sein, hat nichts dagegen, und so wird Egon in die Irrenanstalt überführt.

Der Graf, welcher seine Maßregeln auf das Schlaueste vorbedacht hat, verfügt sich, Dr. Heym reichliche Mittel überlassend, sofort ins Ausland, nachdem er auf Grund der von zwei Ärzten bescheinigten Geisteskrankheit seines Stieffohnes die Verlängerung der Kuratel über denselben erlangt.

Damit hat der Graf gewonnen, sein Ziel wenigstens vorläufig erreicht; es ist leicht ins Irrenhaus zu kommen, aber schwer, ja oft unmöglich wieder hinaus zu gelangen.

Dr. Heym nun begreift, daß die Heilung eines Kranken, für den so fürchterlich bezahlt wird, um den sich aber sonst niemand kümmert, durchaus nicht eilt, er thut einfach gar nichts und wartet das weitere ruhig ab.

Egons gute, jugendliche Natur steigt, sich selbst überlassend, nach kurzer Zeit; er erwacht eines Tages klar und wunderbar gekräftigt aus langem tiefem Schlaf, erstaunt sieht er sich in dem eigentümlichen, ihm völlig fremden Raume um. Das Zimmer ist hell, geräumig, mit guten Möbeln ausgestattet, aber die Fenster sind hoch und mit Drahtgittern versehen, sonderbare Vorrichtungen befinden sich an den Wänden, welche der junge Mann verwundert betrachtet; endlich entdeckt er eine Klingel über seinem Bette und läutet heftig.

Ein Mann erscheint und betrachtet ihn neugierig.

„Was ist dies für ein Zimmer und wo befinde ich mich?“ fragte Egon.

„Herr Baron sind in Dr. Heyms Krankenhaus!“

„Warum hat man mich nicht bei Dr. Arnold gelassen, es war dort sehr gut!“

„Ich weiß es nicht, soll ich den Doktor rufen?“

„Meinetwegen“ nickt Egon verdrießlich.

Dr. Heym, ein kleines, freundliches Männchen erscheint, begrüßt seinen Patienten würdevoll, fühlt den Puls und sagt dann mit bedenkllicher Miene:

„Noch immer so erregt!“

„Sie irren, Herr Doktor, ich fühle mich wohl und ruhig, möchte nur wissen, warum ich hier bin?“

„Der Herr Graf haben es so bestimmt.“

„Mein Stiefvater? Weshalb? Es war sehr gut bei Dr. Arnold.“

„Haben Sie Kopfschmerzen, Herr Baron?“ fragte der Arzt.

„Nein, aber ich habe Hunger und Durst.“

„Dem wollen wir gleich abhelfen.“

Der Doktor klingelt, worauf ein Wärter erscheint, der Bouillon, Weißbrot und Braten bringt.

Nachdem Egon mit Appetit gespeist hat, bittet er den Arzt um nähere Auskunft.

Dr. Heym sagt ihm nun, daß sein Nervensystem durch die Kopfwunde sehr gelitten habe und er daher einige Zeit vollkommene Ruhe und Schonung brauche. Darauf entfernt sich der kluge Mann eiligst, um weiteren unbequemen Fragen zu entgehen.

Egon schlummert bald wieder behaglich ein. Nach zwei weiteren Tagen fühlt er sich aber so wohl, daß er nach dem Frühstück aufsteht. Niemand hindert ihn; als er aber die Thüre öffnen will, findet er sie zu seinem Erstaunen verschlossen. Nach längerem Mühteln an derselben erscheint eiligst der Doktor.

„Mein Gott, wie erregt, Herr Baron. Kommen die Krämpfe wieder?“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor, ich bin ganz wohl, will nur mein Zimmer verlassen.“

„Unmöglich, Verehrtester,“ sagt der Doktor, schiebt den Ahnungslosen schnell ins Zimmer zurück und schließt hinter ihm die Thür wieder zu.

Egon stinkt gebrochen in den nächsten Stuhl. Zum erstenmale zieht es wie Grauen durch seine Seele — er blickt sich um — das fremde Haus, die vergitterten Fenster — seines Stiefvaters Haß — furchtbar — im Irrenhause — „O Gott, o Gott, es ist nicht möglich“ ruft er in bitterster Seelenqual; „erbarme dich meiner!“

Schreckliche Bilder steigen in ihm auf: wie ihn sein Freund vor den Türcn des Stiefvaters gewarnt hat — wie niemand sein Krankenzimmer bei Dr. Arnold betreten durfte, weil es der Graf verboten. Dieser Graf, der, schrecklich, sein, Egons Geld haben wollte. Weshalb wurde seinem Freunde der Zutritt zu ihm verweigert, als er in lichten Augenblicken darum gebeten hatte? Er erinnert sich mit kaltem Schauer, was man in Studententreisen über Doktor Heym's Anstalt geklüffelt hat, — entsetzlich — er höhnt laut.

Wie lange er so gefessen, erstarrt vor Schmerz und Qual, die den geschwächten Mann mit ganzer Verzweiflung packt — er weiß es nicht; plötzlich erscheint ein Wärter und reicht ihm einen Becher mit der Meldung, dies schicke ihm Doktor Heym zur Beruhigung. Unwillkürlich zuckt Egon zurück; sollte es Gift sein, denkt er innerlich. Er weigert sich zu trinken; da holt der Wärter ohne weiteres einen Kameraden und mit rohen Fäusten zwingen sie den in der Genesung Begriffenen, den Becher auszutrinken. Egon fällt gleich darauf stumpfsinnig zurück; die Wärter, an solche Vorkommnisse gewöhnt, fassen den Bewußtlosen und tragen ihn aufs Bett. Der starke Schlaftrunk wirkt so ungünstig auf den Kranken, der von dem langen Leiden und dem eben erlittenen Schrecken arg geschwächt worden, daß die Bewußtlosigkeit nicht nur sehr lange anhält, sondern der junge Mann auch mehrere Tage so ernstlich krank ist, daß er nicht nur vollkommen gebrochen und apathisch daliegt, sondern sogar Dr. Heym etwas besorgt wird.

Aber es ist nicht zu ändern, denkt dieser Gde, so wird er fügsam und ein bequemer Patient. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde der junge Mann nun die nächste Zeit behandelt; so wie seine kräftige Natur sich durchgerungen hatte, die Betäubung geschwunden war, er zum Bewußtsein seiner Lage gelangte und eine Erklärung forderte, wurde ihm wiederum ein tüchtiger Schlaftrunk gegeben; trank er ihn nicht willig, so brauchte man eben Gewalt und die Kräfte des Kranken sanken ohnehin täglich bei diesem unmenschlichen Verfahren, welches eine vernünftige Ernährung außerdem unmöglich machte.

Mit Recht aber konnte Dr. Heym den nachforschenden Beamten des Gerichtes die bleiche, bewußtlose Gestalt des kranken Barons zeigen, die jeden von schwerer Erkrankung überzeugen mußte, bis diese gefährlichen Besuche nach einiger Zeit aufhörten, und fürs erste keine Nachforschungen mehr zu fürchten waren. Dann ergriff dieser „gewissenhafte“ Arzt allerdings Mittel, seinen kostbaren Patienten etwas zu Kräften zu bringen, denn sterben durfte er natürlich nicht; wenn der Graf auch wohl nichts dagegen haben würde, hatte der Arzt keine Lust, diese ergiebige Geldquelle zu verlieren.

Egon erholte sich, zweckmäßig behandelt, und namentlich von den Giften verschont, allerdings körperlich wieder mehr, aber — was war aus dem frischen, schönen Jüngling geworden? Seine Willenskraft war gebrochen, seine vor kurzem noch so strahlenden Augen getrübt; er war eine lebende Ruine, ein wahres Jammerbild, das Dr. Heym, wie sein eigenes Kunstprodukt liebevoll und zufrieden betrachtete, der war ihm sicher noch viele Jahre eine schöne Erwerbsquelle!

Jahre sind vergangen. Der Graf lebt mit seiner zweiten Gemahlin in Italien in den glänzendsten Verhältnissen, Egons Geld gibt ihm die Mittel dazu; doch auch das Gewissen dieses Mannes schweigt nicht immer, mitten im rauschendsten Feste, an der Seite seiner schönen Gemahlin, steigt plötzlich die anklagende Gestalt des Stiefsohnes vor seinen Augen auf, den er vernichtet, dem furchtbarsten Lofe zugeführt hat! Einst hatte ihn die Neugier gepackt, daß er dem unglücklichen jungen Manne wenigstens Erleichterung gewähren, ihn seiner Tante überlassen wollte, aber — als ihm selbst ein frischer, schöner Knabe geboren wurde, war des Stiefsohnes Schicksal entschieden, er durfte nicht genesen.

Ein stiller, blasser Mann, der noch nicht siebenundzwanzig Jahre alt ist, schreitet tiefgebeugt mit eisgrauem Kopf durch die üppigen Gärten Dr. Heym's, des berühmten Irrenarztes, die im schönsten Rosenflor prangen, er steht nichts von der Pracht um sich her, nichts vom goldigen Sonnenlicht und des Himmels blauer Pracht; sein Blick haftet am Boden. Der Baron spricht nie mehr von selbst, wenn jemand ihn anredet, was selten geschieht, fährt er schon zusammen und antwortet mit einer hohlen Grabesstimme, niemals steht man ihn lachen, oder weinen, wie dies viele seiner Leidensgefährten thun. Nach unsäglichem Leiden und furchtbaren Kämpfen ist er vollständig stumpf und apathisch geworden, ein durchaus bequemer Patient, wie Dr. Heym lobend bemerkt, der sich immer gleich bleibt und niemals Veranlassung zu unliebsamen Überraschungen gibt, wie dies bei anderen häufig der Fall ist. Einmal nur fiel ein Lichtstrahl in dies gebrochene Leben, als eine schöne blonde Dame nach unendlicher Mühe Zutritt zu ihm erlangte und freundlich mit ihm sprach; da leuchtete es plötzlich wie frohe Erinnerung in seinen verschleierte Augen, es klang wie ein Zauchzen „Tante Helene!“ Sie sprach lange liebevoll mit dem Kneffen und wollte den Baron für immer in ihr Haus nehmen — aber — die Vormundschaft gestattet es nicht — er bleibt im Irrenhause!

Sarras der Springer.

Eine Wildererergeschichte von A. Dreher.

(Nachdruck verboten.)

Es sind gar verwegene Leute, die Wildschützen, die weder Tod noch Teufel fürchten und, wenn sie von den Jägern überrascht werden, sich auf das äußerste verteidigen, ja, selbst vor dem Verbrechen des Mordes nicht zurückscheuen, wenn sie dadurch der Gefangennahme entgehen können. Allein der Jäger tritt ihnen mit gleicher Unerforschlichkeit entgegen, und obgleich er oft sein Leben auf's Spiel setzt, er ruht nicht, bis er solch einen wildtrogigen Gesellen dingfest gemacht hat. Das ist jedoch, abgesehen von der Gefahr, nicht immer so leicht, als man denkt; denn der feste Gebirgler kennt die geheimsten Schleichwege, und wenn der Jäger glaubt, der Fuchs sei nun glücklich in der Falle, da erinnert er noch im letzten Augenblicke und beweist im Entkommen eine seltene Geistesgegenwart und eine staunenswerte Kaltblütigkeit.

Ja, und die Freude, wenn man den Kameraden am Alerstische erzählen kann, daß man den verhassten Grünröcken wieder ein Schnippen geschlagen habe! Je kühner die That war, desto größer ist natürlich der Beifall der Zuhörer. Gar manches von diesen Bravourstücken lebt noch lange im Munde des Volkes fort und wird hier und da selbst dem Fremden mit freudigem Stolz erzählt. So hörte ich in Waidring (Tyrol) eines, das der Bichler Hans vollbracht hatte, zu welchem er sich jedoch ein zweitesmal nimmer verstehen konnte.

Der Hans kannte nur eine einzige Leidenschaft, das Wildern. Schon als blutjunges Büschlein hatte er das getrieben und mochte nun erst recht nicht mehr davon lassen.

Die Jäger hatten ihm bis jetzt vergeblich nachgespürt; sie wußten zwar insgesamt, daß er von Zeit zu Zeit ein Büschlein oder eine „Gams“ niederknallte; allein auf frischer That hatte ihn noch keiner ertappt.

Einer ging ihm besonders stark auf die Eifen, der Hochfيلzer Gottfried. Der fand aber auch noch einen persönlichen Grund, dem Hans gram zu sein; denn dieser hatte ihm das Herz der schönen Moidei abspenstig gemacht, das der Jäger für sich gewinnen wollte. Daher schwor er ihm grimmige Rache und wünschte nichts sehnlicher, als dem kühnen Schützen einmal in seinem Jagdgebiet zu begegnen.

Dem Hans war dies bekannt; doch er spürte keine Furcht und lag nach wie vor dem edlen Waidwerke ob. So hatte er einst einem prächtigen Gemshode, der hoch oben auf einer fast unzugänglichen Felsen Spitze stand, eins hinaufgepelzt und kletterte nun gewandt empor, um sich die Beute zu holen.

Schon war er im Begriff, mit seiner Last den gefährlichen Weg thalwärts zu wagen, als sein Blick zufällig nach unten fiel.

Doch, was war das! Er sah schärfer hin und erkannte zwei Gestalten, die hastig die steile Felswand emporstiegen. Kein Zweifel, das waren ein paar Grünröcke, welche der Schuß herbeigeloct hatte!

Sie kamen immer näher, und Hans glaubte schon den einen deutlich zu erkennen: seinen Todfeind, den Gottfried. Einen Augenblick überlegte er, was zu thun sei. Auf der andern, gefährlicheren Seite den Abstieg wagen? Und konnten ihn hierbei nicht die Jäger bemerken? Ruhig warten, bis sie heran kämen und ihnen Aug' in Aug' schußbereit gegenüber stehen? Doch — ihrer waren zwei; das wäre ein ungleicher Kampf geworden. So bleibt denn nichts anderes übrig, als sich in das unvermeidliche zu ergeben! Aber — sich dem Gottfried überliefern, der ihn mit höhnlichem Frohlocken empfangen wird?

Nein, lieber sterben! Ja, das war der einzige Ausweg! Zu seinen Füßen gähnte ein Abgrund, wohl 300 Meter tief; ein Sprung, und — aus war's mit diesem Leben voll Mühe und Gefahr.

Doch nein! Hans schauderte; er dachte an sein armes Mütterlein, dessen einzige Stütze er war und das sich um ihn zu Tode grämen würde. Und was würde erst sein Moidei sagen, würde es sich nicht die schönen Neuglein rot weinen vor bitterm, bitterm Weh? Nein! Wenn man noch so jung ist und so ein kreuzbraves Mütterl und solch ein herzliebes Schängel hat, da mag man noch nicht scheiden von dieser herrlichen Welt.

Doch halt! Einen Ausweg gab es noch.

Gegenüber dem Abgrunde erhob sich ein zweiter Felsen, etwas niedriger als der erste. Hart am Rande desselben strebten einige Tannen empor, welche in dem festen Grunde wurzelten. Wenn er nun in kühnem Satz hinüberlief und im Sprung den Ast einer Tanne erfassen konnte, dann war er gerettet; denn daß ihm seine Verfolger dieses halbschwerische Kunststück nachmachten, brauchte er nicht zu befürchten.

Freilich wußte er noch nicht, ob das Wagnis glückte, ein Fehlgriß oder das Brechen des Astes brachten ihm sichern Tod. Allein da gab es kein langes Besinnen mehr; denn schon hörte er die Stimmen der beiden Jäger; noch ein paar Minuten — und es wäre zu spät gewesen.

Sein Gewehr hatte er schon vorher in einem hohlen Baume verborgen, und nun ein kurzes Stoßgebet; Hans nahm einen kleinen Anlauf — ein Sprung, und blitzschnell hatte er einen Ast erfaßt, der sich jedoch krachend abwärts bog, so daß er über dem schauerlichen Abgrunde schwebte.

Allein kaltblütig ergriff er einen zweiten Ast und kletterte wie ein Eichhörnchen an dem Stamme der Tanne hinauf, bis es ihm endlich glückte, festen Fuß zu fassen. Nun ging es eilig hinab, immer weiter und weiter.

Die Jäger kamen oben auf dem andern Felsen an und fanden das erlegte Wild, aber von dem Wildschützen keine Spur. Gelang es ihm zu entkommen, oder war er in die Tiefe gestürzt? Während sie darüber noch nachgrübelten, ertönte von unten ein langgedehnter Zuhlschrei; der Hans war es, der seinen Verfolgern Kunde von seinem Entweichen gab.

Diese sahen erst jetzt mit Erstaunen, auf welch' verwegene Weise er sich gerettet hatte, und sogar der Gottfried murmelte scherzhaft: „Um, das macht ihm nicht leicht einer nach!“

Zur Belehrung und Unterhaltung.

— Das Posthaus in Dublin (siehe das Bild auf S. 78) ist eines der hervorragenden Gebäude der irischen Hauptstadt. Nicht weit vom Centrum der Stadt entfernt und am River Liffey gelegen, dient es der Vermittelung zwischen See- und Binnenverkehr. Kanäle verbinden mit dem vielverzweigten Flußgebiet des Shannon, und Eisenbahnlinien gehen in den Richtungen nach Belfast, Sligo, Galway, Cork, Kimerik und Wexford. 1894 verkehrten in Dublin gegen 12 000 Schiffe, von denen die überwiegende Mehrzahl Waren, vornehmlich Nahrungsmittel ins Land einfuhrte. Die Ausfuhr ist sehr gering und erstreckt sich hauptsächlich auf Dingenmittel, Bier, Wolle und Metallwaren. Eine Fierde von Dublin ist der 729 Hektar große Phönixpark am Westende der Stadt, einer der größten und schönsten der Welt. Er enthält die Residenz des Vizekönigs und die Wohnungen seiner Sekretäre, einen Exerzierplatz, Militärhospital, Konstablerkaserne, eine große Schule, einen zoologischen Garten, den 62 m hohen Wellington-Obelisk und den Phönix-Pfeiler, der zum Andenken an die am 6. Mai 1882 im Park geschehene Ermordung des Lord Cavendish und Thomas Burkes errichtet wurde.

— Das große Ereignis. (Zu dem Bilde auf S. 77.)

Elf Rücken sind in letzten Wochen
Der Glücke Gierchen entkrochen;
Allein vergessen blieb ein Ei,
Aus dem mit kläglichem Geschrei
Ein Hähnlein heute früh entschlüpfte
Und piepsend vor die Alte hüpfte.
Welch ein Entzücken, als Mama — den allerliebsten Spätling sah!
So hold erschien ihr von der Schar
Nicht eines, als das Jüngle war.
„Bist endlich da — du Taufensassa!
Was hast denn gemacht — was hast denn gedacht
Im Eierhäuslein — du gelbes Mäuslein?
Willst wohl auf Erden — was besondres werden?
Siehst darnach aus — du kleiner Daus!“
So gackte die Glücke und rief mit Geschrei — die Rücken herbei.
Das war ein Gepieps! Sie drängten herbei,
Erstaunt zu betrachten das Brüberlein,
Das zierliche Gückchen — mit prüfenden Blickchen.
„Da schaut!“ rief die Henne. „Ist's nicht eine Lust,
Wie stolz er den Kopf trägt und Schwänzchen und Brust!
Wie schmuck ihm das Käpplein sitzt, Höslein und Röckchen!
Nehmt euch ein Exempel dran, Gückchen und Gückchen!“
Und wie sie verwundert den Spätling besahen,
Da wagten sie kaum vor Respekt ihm zu nahen;
Nur Gackchen, das freche, das hüpfte auf Mama
Und piept fast gekränkt: „Ich bin auch doch noch da!“

— Ein bevorzugter Platz im Himmel. Ich las einmal, erzählt L. Veillot, daß man eines Tags ein kleines Menschenföckchen geraden Wegs in den Himmel kommen sah, das auf Erden keine Mühe überstanden, keine Thränen vergossen, kein Unglück erduldet, keine Großthat vollbracht hatte. Der liebe Gott wies dieser Seele einen hervorragenden, ganz herrlichen Platz an. Darob ging durch die Scharen der Seligen so etwas wie ein Gemurmel des Staunens. Aller Blicke wandten sich alsbald nach dem Schutzengel, der soeben diese Seele hereingeleitet hatte. Der Engel verneigte sich tief vor dem Allmächtigen und erhielt von Ihm die Erlaubnis, vor dem ganzen himmlischen Hofe zu reden, und von des Engels Lippen kamen die wunderbaren Worte: „Diese Seele hat immer nur das ihr zukommende Portiöckchen Sonne, Schatten und Staub ganz zufrieden hingenommen, erhob aber bei allem, was Gott nicht beleidigte, niemals Widerspruch.“ Welch eine Unzahl von guten Werken wird verhindert, wie viele Millionen Herzen werden gekränkt durch eine Kritik, die gar keinen Nutzen schafft?

— Der Grenadier. Ludwig XV. hielt einst Revue über seine reitenden Grenadiere; in seinem Gefolge befand sich auch der englische Gesandte. Der König hielt vor einem Grenadier, dessen Gesicht ganz von Narben zerfetzt war, und sagte zu dem Engländer: Befehnen Sie, Herr Ambassadeur, daß es diesen Leuten auf dem Gesicht geschrieben steht, daß sie die bravsten Truppen in Europa sind. — Aber Sir, erwiderte der Engländer, was werden Ew. Majestät von denen sagen, welche diese Wunden schlugen? — Der König war von der treffenden Antwort überrascht und schwieg. — Da brach der Grenadier das militärische Schweißen und murmelte unwillig zwischen den Zähnen: Die sind tot.

— Arbeiten — Leiden — Wohlfhun. Eine fromme Seele pflegte zu sagen: O mein Gott, gib mir jeden Tag ein wenig Arbeit, um meine Einbildungskraft zu beschäftigen, — ein wenig Leiden, um meine Seele zu heiligen, — ein wenig Gelegenheit zum Wohlfhun, um mein Herz zu trösten.

— Fräulein Laura: Ich möchte meine Verlobung mit Herrn Kramer rückgängig machen, wenn ich nur wüßte, wie ich es anstelle, ohne den armen Menschen zum Wahnsinn zu treiben. Brüberchen: Laß dich doch in Lockenwickeln vor ihm sehen!

— Passende Gabe. Alwine: Helene ist, wie du weißt, sehr musikalisch, was könnte ich ihr wohl als hübsches Hochzeitsgeschenk senden? Malwine: Schicke ihr doch ein Duzend Stimmgabeln!

— Einfacher Bürger: Man hat eine Strafe nach Ihnen genannt, das muß Sie doch mit Stolz erfüllen. — Berühmter Bürger: Na, ich weiß nicht so recht. Die Strafe fängt mit einer Brauerei an und hört mit einem Gefängnis auf.

— Uebertrumpft. Er: Sie könnten also niemals lernen, mich zu lieben? Sie: Ich glaube kaum. Er (nach dem Hut greifend): Das habe ich gefürchtet. Sie sind zu alt, um noch zu lernen!

— Lunte gerochen. Frau (Abends): Ziehst du die neuen Stiefel an, Fritz? Mann: Nein, Sie knarren mir zu viel! Frau: Knarren — wie lang hast du denn eigentlich vor, auszubleiben?

— Annühe Vorsorge. Ich lasse meine Tochter alles lernen, damit sie später alles ergreifen kann. O, Ihre Tochter hat Geld, die braucht sich nur ergreifen — zu lassen!

— Tröstlich. Reisender (im Gebirge): Also Ihr Vater ist abgestürzt und Ihr Großvater, demnach scheint das Geschäft eines Führers doch recht gefährlich zu sein! Führer: O so schlimm ist's halt doch nicht, auf zwanzig Reisende kommt immer erst ein Führer!

— Eingegangen. Mama: Komm' mal her, Fritz, und erzähle der Tante, wie du die Prämie für gutes Lesen bekommen hast. Fritz: Ach, das war ganz einfach. Eigentlich hat sie Paul Müller bekommen, aber ich habe sie ihm beim Würfelspiel abgenommen.

— Junger Maler zu einer hübschen Nachbarin: Sie zeichnen wohl auch, mein Fräulein? Dame (verlegen): Ein wenig. Maler: Landschaften? Dame: Nein, Wäsche.

— Glückliche Ehe. Freundin: Und du lebst wirklich glücklich in deiner Ehe? Hausfrau: Wie sollte ich nicht! Denke dir nur, in welche Familie ich hineingeheiratet habe. Mein Mann ist Inhaber eines Damenkonfektionsgeschäfts, meine Schwiegermutter ist Besitzerin einer großen Puzhandlung, ein Schwager ist Juwelier und der andere Schwager Hotelbesitzer in Baden-Baden.

— Geisterhafte Sparsamkeit. Frau: Die Kartoffeln sind jetzt rasend teuer geworden. Mann: Ja, das hab' ich schon gemerkt, in unsern spiritistischen Sitzungen triegen wir jetzt nur noch leere Schinkennochen an die Köpfe geworfen.

— Der Wohlthäter. Erster Herr: Sieh dort den alten Herrn K.: Der hat manche Thräne trocken helfen. Zweiter Herr: Der Edle! Wie so denn? — Erster Herr: Nun ja, er ist Schnupstuchfabrikant.

— Aus der Schulküche. Gouvernante (zu einem kleinen Mädchen): Wie kannst du deinen Eltern am besten die Dankbarkeit für die gute Erziehung beweisen, die sie dir angedeihen ließen? Kind: Durch eine reiche Heirat.

Rätsel. Das Erste ist beim Tag zu finden,
Wenn uns Schlag Zwölz zu Tisch ruft.
Das Zweite ist des Todes Diener
Und bringt uns schnellstens in die Gruft.
Das Ganze steht hoch im Preise,
Verkläret von der Myrthe Duft;
Doch wer ihm nachjagt ohne Liebe,
Ist, kurz und gut gesagt, ein Schuft!

Rebus:



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

7	6	11	Die Summe ist jedesmal 24.
12	8	4	
5	10	9	

Rebus: Garibaldi.

Verlag von Friedrich Feldhuf in Gießen.
Herausgeg. u. reb. von Ludwig Weber, Druck des Düsselb. Volksblatt, beide in Düsseldorf.